

# Die Welt

*»Ich möchte nicht tot und begraben sein  
Als Kaiser zu Aachen im Dome;  
Weit lieber lebt ich als kleinster Poet  
Zu Stukkert am Neckarstrome.«*

Heinrich Heine, »Deutschland. Ein Wintermärchen«

Sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde ich, wie Martin Heidegger sagen würde, in die Welt geworfen und bin dabei weich gefallen. Obwohl die Folgen des Krieges noch spürbar waren, sorgten meine Eltern dafür, dass ich als jüngster von drei Brüdern behütet aufwachsen konnte. Zwar hat man nicht viel Aufhebens um mich gemacht, doch andererseits kann ich mich nicht erinnern, dass mir während der Kindheit ein größeres seelisches Trauma zugefügt worden wäre.

Über zwei Themen wurde in unserer Familie praktisch nicht gesprochen: Religion und Sexualität. Ersteres habe ich nicht vermisst. Die Vorstellung, dass die Welt von einem lieben Gott geschaffen wurde, »der alles so herrlich regieret«, war mir daher nie sonderlich nahe. Das Schweigen über Sexualität sollte ich erst später als einen Mangel empfinden.

Nachdem meine Eltern ihren pädagogischen Ehrgeiz schon an die älteren Brüder verschwendet hatten, konnte ich in deren Windschatten aufwachsen. »Der wird von alleine groß«, so die Einschätzung meiner Mutter. Immerhin gab ich den Eltern offensichtlich Anlass zu dem Rat, mich selbst nicht zu wichtig zu nehmen. Diese Empfehlung habe ich insofern beherzigt, als ich tatsächlich

nicht sonderlich viel über mich selbst nachgedacht habe. Umso mehr wollte ich schon früh wissen, wie »die Welt« funktioniert, und nervte die Erwachsenen mit Warum-Fragen. Aus der gängigen Antwort: »Das verstehst Du noch nicht« zog ich zwei Schlüsse: erstens, dass jedes Ding tatsächlich eine eindeutige Ursache habe. Zweitens folgerte ich aus dem noch nicht, dass ich diese ursächlichen Zusammenhänge irgendwann einmal alle begreifen würde.

Sehr empfänglich war ich für die Mahnung: »Sei doch vernünftig!« Heute hätte ich meine liebe Not, zu erklären, was Vernunft ist. Das altkluge Kind damals war aber entschlossen, genauso vernünftig wie die Erwachsenen zu denken, und war fest davon überzeugt, dass es daher schon bald erfahren werde, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Meine häusliche Erziehung hatte keinen eindeutigen weltanschaulichen Hintergrund, aber da mein Vater Zeitungsredakteur war, standen zuhause immer mehrere Tageszeitungen zur Verfügung. So gewöhnte ich mir schon als Kind an, über ein bestimmtes Ereignis ganz unterschiedliche Berichte zu lesen. Dabei entwickelte ich eine Vorliebe, mich für verschiedene Versionen einer Geschichte zu interessieren. Sogar die Neigung zur Rechthaberei verlagerte sich insofern, als mein notorischer Widerspruchsgeist besonders dann angestachelt wurde, wenn mir nur eine Version als »die Wahrheit« präsentiert wurde.

Doch bald nahm die diffuse Vorstellung von der Ordnung der Welt doch noch konkretere Formen an. Die räumliche Nähe zum Elternhaus führte mich auf ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium. Obwohl ich mich langfristig nicht sonderlich zu den Naturwissenschaften berufen fühlte, prägte dies zunächst meine Weltsicht. Diagonal über dem Biologieunterrichtsraum hing die Doppelhelix des DNA-Modells von Watson und Crick. Der Biologielehrer erklärte uns, dass die beiden Nobelpreisträger von 1962

damit »das Rätsel des Lebens« gelöst hätten. Somit fühlte ich mich auf dem richtigen Weg: Der Schlüssel zum Verständnis der Welt ist in den Naturwissenschaften zu finden; zumindest diese Botschaft hatte ich bald verinnerlicht. Auch wenn ich in den nächsten Jahren nach und nach erfahren sollte, dass noch ein paar Rätsel übrig blieben, war ich von den Fortschritten der Naturwissenschaften so sehr beeindruckt, dass ich deren Weltsicht für die einzig richtige hielt. Selbst wenn man mich nach Sterben und Tod oder über moralische Konfliktsituationen befragt hätte, wäre ich bemüht gewesen, naturwissenschaftliche Antworten zu finden. Wenigstens in dieser Hinsicht war ich ein guter Schüler. Ich glaubte den Lehrern, dass die metaphysischen Reden von Theologen, Geisteswissenschaftlern und Philosophen nicht mehr zeitgemäß seien und dass man sich darum nicht mehr weiter kümmern müsse. Der Darwinismus mache ohnehin die Vorstellung eines Gottes überflüssig. Die Welt hat sich über die Jahrtausende durch unendlich viele Zufälle entwickelt, und hinter der Evolution steckt nicht der Masterplan eines Gottes, sondern es blieb zu jedem Zeitpunkt einfach übrig, was funktionierte. So wähnte ich die Naturwissenschaften auf dem besten Weg in Richtung des göttlichen Allwissens.

Ohne dass ich den Begriff »Wiener Kreis« damals je gehört hätte, war meine jugendliche Weltsicht indirekt geprägt von dieser Vereinigung Wiener Intellektueller, in der sich in den 1920er Jahren Männer wie der Sozialreformer Otto Neurath, die Philosophen Moritz Schlick und Ludwig Carnap sowie der Mathematiker Kurt Gödel zusammenfanden. Auch Ludwig Wittgenstein und Karl Popper standen dieser Gruppierung zeitweise nahe. Der Wiener Kreis propagierte den als »logischen Empirismus« bezeichneten Versuch, alle Teilwissenschaften in das große Gebäude einer Einheitswissenschaft zu integrieren, wobei die Physik als Basiswissenschaft galt. Darüber hinausgehende Überlegungen wurden als weitgehend

überflüssig angesehen und jegliche Art von »Metaphysik« dementsprechend abgelehnt. So lebte auch ich in dem Glauben, dass wir in nicht allzu ferner Zukunft in der Lage sein werden, alle menschlichen Regungen und Gefühle letztlich als physikalische Prozesse zu verstehen und versprach mir das Heil der Welt davon, dass die Menschen nach und nach zu einer vor allem naturwissenschaftlich verstandenen Vernunft kommen werden.

Doch diese übersichtliche Weltanschauung bekam mit der Zeit Risse und Kratzer. Merkwürdig, dass einige der Verunsicherungen meines fest gefügten Weltverständnisses ausgerechnet der modernen Physik entsprangen, die mir doch als Garantin dafür galt, dass bald für alles eine Erklärung gefunden werde. Ganz von Ferne hörte ich läuten, dass die Quantenphysik einige bis dahin als vollkommen unangefochten geltende Wahrheiten ins Wanken brachte. So irritierten mich Berichte über Beobachtungen, dass man allein durch die Vornahme von Messungen an Quanten deren Verhalten beeinflusse und so die Vorstellung eines klaren Verhältnisses von Ursache und Wirkung infrage gestellt werde. Besonders seltsam erschien mir der sogenannte Teilchen-Wellen-Dualismus des Lichts. Kann es wirklich sein, dass Physiker nicht mehr entscheiden können, ob Licht aus Wellen oder Teilchen besteht und sich stattdessen mit der Lehrmeinung zufriedengeben, dass es jeweils einige Phänomene gebe, die sich mit der einen oder anderen Hypothese besser erklären lassen, auch wenn sich diese beiden Betrachtungsweisen gegenseitig auszuschließen scheinen?

Ich habe mich in den Jahren, bevor ich begann, mich ernsthaft mit Philosophie auseinanderzusetzen, mit derartigen Merkwürdigkeiten nicht weiter beschäftigt. Auch für wissenschaftstheoretische Fragen, wie z. B. den Gedanken, dass durch das spürbare Auseinanderdriften der Fachsprachen verschiedener Einzelwissenschaften das Ideal der Einheitswissenschaft in immer weitere Ferne rückte,

interessierte ich mich erst viel später. So wurde mir auch erst während meines Philosophiestudiums bewusst, dass durch dieses Auseinanderdriften die gängige Annahme in Zweifel gezogen wird, dass es nur eine einzige Wahrheit gebe.

Stattdessen gewöhnte ich mir in meiner Arbeit als Mediziner an, derartige Fragen auszublenden. Wie viele meiner Kollegen neigte ich dazu, ganz einfach das zu tun, was sich in konkreten Situationen als hilfreich erwies, ohne mir über die Idee einer Einheitswissenschaft weitere Gedanken zu machen. Obwohl ich es als befriedigend empfand, Patienten ganz praktisch zu helfen, verfolgte mich das unguete Gefühl, dass die von mir praktizierte Medizin nicht wirklich wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Mediziner beschreiben diese Situation gelegentlich mit dem etwas ironischen Satz »Wer heilt, hat Recht.« Schon Aristoteles hatte dieses Phänomen in der »Nikomachischen Ethik« beschrieben: »Auch der Arzt fasst offenbar nicht die Gesundheit an sich ins Auge, sondern die des Menschen oder vielmehr die dieses Menschen in concreto.« Doch ich hatte über viele Jahre immer wieder Probleme, einen Weg zwischen einem pragmatischen, am jeweiligen Einzelfall orientierten Verhalten und dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu finden. Erst die Lektüre des aus Wien stammenden Wissenschaftsphilosophen Paul Feyerabend hat mir aus diesem Dilemma geholfen.

Feyerabend wurde nach dem Krieg zunächst von Viktor Kraft, einem ehemaligen Mitglied des Wiener Kreises, wissenschaftlich im Sinne des »logischen Empirismus« geprägt. Als junger Student hatte er noch Gelegenheit, mit Wittgenstein zu diskutieren. 1951 setzte er seine Ausbildung bei Karl Popper in London fort, der ihm auch eine erste akademische Lehrstelle verschaffte. Ab 1958 wurde Feyerabend Professor im kalifornischen Berkeley und kam in direkten Kontakt mit Rudolf Carnap, dem prominentesten während der Nazizeit ausgewanderten Mitglied des Wiener Krei-

ses. Wirklich bekannt wurde Feyerabend aber erst, als er sich vom »logischen Empirismus« distanzierte. In seinem 1974 erschienenen Buch »Wider den Methodenzwang« kritisiert er die Lehre seiner früheren Mentoren und wendet sich polemisch gegen deren Vorstellung, dass die vom Wiener Kreis beschriebene Methode die zur Weltbeschreibung einzig richtige sein soll:

»Es ist also klar, dass der Gedanke einer festgelegten Methode oder einer festgelegten Theorie der Vernünftigkeit auf einer allzu naiven Anschauung vom Menschen und seinen sozialen Verhältnissen beruht. Wer sich dem reichen, von der Geschichte gelieferten Material zuwendet, und es nicht darauf abgesehen hat, es zu verdünnen, um seine niedrigen Instinkte zu befriedigen, nämlich die Sucht nach geistiger Sicherheit in Form von Klarheit, Präzision, ›Objektivität‹ und ›Wahrheit‹, der wird einsehen, dass es nur einen Grundsatz gibt, der sich unter allen Stadien der menschlichen Entwicklung vertreten lässt. Es ist der Grundsatz: ›Anything goes.‹«

Feyerabend bezog diesen Grundsatz zunächst vor allem darauf, dass neue wissenschaftliche Erkenntnisse eben nicht nur mit einer bestimmten Methode oder Logik erreichbar sind, sondern oft gerade auch neue, phantasievolle und unkonventionelle Methoden hierbei zielführend sein können. In seinen späteren Büchern wie zum Beispiel »Irrwege der Vernunft« weitete er seine Kritik jedoch aus und betrachtete den Anspruch abendländischer Wissenschaftler, Objektivität, Rationalität und Vernunft ein für alle Mal zu definieren, als nicht zu rechtfertigenden Versuch, sich Autorität gegenüber Andersdenkenden anzumaßen. Feyerabend wirft den Vertretern des »logischen Empirismus« vor, die Sichtweisen anderer Kulturen von einem angeblich höheren Standpunkt aus abzuwerten und als rückständig zu bezeichnen, Kulturen, die, so Feyerabend, »geschichtlich gewachsen sind und deren Besonderheiten möglicherweise auch als subtile Anpassungsprozesse an besondere

Umweltbedingungen gesehen werden können.« Er spricht davon, dass gerade Menschen, die sich gerne auf ihre Objektivität und Rationalität berufen, ihrerseits »einfach eine Stammesideologie verkaufen wollen« und betont: »Sitten, Überzeugungen oder Kosmologien sind nicht einfach heilig oder richtig oder wahr: sie sind nützlich, gültig und wahr für bestimmte Gesellschaften und nutzlos, wenn nicht gar gefährlich, ungültig und unwahr für andere.« Feyerabend vertritt eine als Relativismus bezeichnete Haltung, die häufig schon mit der Begründung vehement abgelehnt wird, dass es zum Beispiel wichtig sei, Leugnern des Klimawandels mit einer unbezweifelbaren Wahrheit zu begegnen. Tatsächlich erscheinen auch mir die wissenschaftlichen Indizien dafür, dass eine womöglich unumkehrbare Erderwärmung die Existenz der Menschheit bedroht, vollkommen überzeugend. Doch selbst wenn man die von zahlreichen Wissenschaftlern geschaffenen Klimamodelle nicht unbedingt für die absolute Wahrheit hält, kann man sehr wohl zu dem Schluss kommen, dass es nicht verantwortbar ist, mit Gegenmaßnahmen bezüglich der Erderwärmung zu warten, bis alle Menschen von ihrer Notwendigkeit überzeugt sein werden. Die Frage, ob der Klimawandel absolut unbezweifelbar ist, hat in diesem Zusammenhang also eher theoretischen Charakter. Die Entschiedenheit, sich gegen als unerträglich empfundene Ansichten einzusetzen, muss daher nicht allein von ihrer Unbezweifelbarkeit abhängen.

Die Überlegungen von Paul Feyerabend waren mir jedoch vor allem deshalb hilfreich, weil sie halfen, den in der ärztlichen Praxis oft schmerzlich empfundenen Gegensatz zwischen reiner wissenschaftlicher Lehre und dem sich am Einzelfall orientierenden therapeutischen Handeln zu überbrücken. Dabei führten mich seine polemischen Äußerungen durchaus nicht dazu, auf wissenschaftliche Denkweisen oder erlernte medizinische Fertigkeiten zu ver-

zichten. Aber sie legten mir nahe, davon abweichende Ansichten ernst zu nehmen und als überlegenswert zu respektieren. Dies hat auch den angenehmen Nebeneffekt, dass ich es nicht mehr als ein persönliches Versagen empfinde, wenn eine Behandlung nicht nach den konventionellen Regeln ärztlicher Kunst abläuft. Die ärztliche Begleitung eines Indianers, der die Operation einer Krebserkrankung ablehnt, da er nach seinem Tod so vor den großen Manitu treten möchte, wie dieser ihn geschaffen habe, erscheint nicht mehr als ein frustrierendes therapeutisches Ärgernis. Ich muss nicht mit professioneller Autorität durchsetzen, was ich wissenschaftlich für richtig halte, sondern verstehe medizinische Fertigkeiten lediglich als ein Angebot an Menschen, die eben andere, für ihr Verhalten womöglich maßgeblichere Erfahrungshorizonte haben. Die Auseinandersetzung mit den Sichtweisen, Prioritäten und Werten Anderer verwandelt sich daher vom lästigen Zeitverlust zur lohnenden Aufgabe. Die Denkanstöße von Feyerabend verhalfen mir auch dazu, meine zunächst eher unreflektierte Abkehr von einer ursprünglich ausschließlich naturwissenschaftlich geprägten Weltsicht zu verstehen. Die Erzählung der Naturwissenschaftler erscheint mir nicht mehr gleichbedeutend mit »der Wahrheit«, sondern eben nur als eine von verschiedenen Beschreibungen der Welt, die jeweils in bestimmten Situationen hilfreich sein können.

Übrigens hat Feyerabend dem Vorwurf, »anything goes« führe zu einer moralischen Beliebigkeit, vehement widersprochen. In einem auf Youtube verfügbaren Interview von 1993 betont er, dass seine Toleranz bei Situationen ende, die zu Leiden von Menschen führen. Gegen Übel wie Krieg, Folter, Hunger oder den fehlenden Zugang zu medizinischer Versorgung möchte er sich in jedem Fall wehren. Sein Beispiel zeigt, dass es nicht unbedingt zu moralischer Haltlosigkeit führt, wenn man der Ansicht ist, dass moralische Urteile nicht durch eine angeblich objektive und wertfreie Naturwissen-

schaft begründbar sind. Diese Begrenztheit der wissenschaftlichen Weltansicht beschrieb schon Ludwig Wittgenstein gegen Ende seines Frühwerks »Tractatus logico-philosophicus«: »Wir fühlen, dass, selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.« So kam ich zur Ansicht, dass menschliches Leid durch strenge Wissenschaftlichkeit nicht zwangsläufig vermindert wird, sondern vor allem dann, wenn sich Menschen, egal aus welchen Motiven, dagegen wehren und für seine Überwindung kämpfen.